

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 5

Sonntag, den 31. Januar

1915

## Frühlingsstürme.

Roman von R. Sorowik.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

W., den 11. Juni 19..

Liebste Hilbe!

Die Ereignisse der letzten Tage veranlassen mich, Dir schon wieder zu schreiben. Meinen Brief vom 8. wirst Du erhalten haben. Fast ist es mir unbegreiflich, daß seitdem erst drei Tage vergangen seien! Wie ahnungslos stehen wir Menschen der Zukunft gegenüber!

Ich erzählte Dir neulich von dem geplanten Ausflug nach dem Niederwald, den ich nolens volens mitmachen sollte. Auch von der eigentümlichen Unterhaltung, die Herr v. Heeren mit mir geführt, schrieb ich Dir.

Der Zufall wollte es, daß noch denselben Abend — ich war mit Frau v. Heeren allein — letztere dasselbe Thema berührte. Wir hatten uns nach einem Rundgang durch den Garten auf eine Bank in der Nähe des Hauses niedergelassen, und Frau v. Heeren teilte mir ihre Sommerpläne mit. Danach beabsichtigt sie, im Juli, wo in Wiesbaden eine unerträgliche Hitze herrschen soll, mit mir einen Höhenort des Schwarzwaldes aufzusuchen. Zu einer weiten Reise kann sie sich ihres wechselnden Befindens halber nicht entschließen. Mitte August will sie dann ihren Sohn, der inzwischen nach dem bairischen Hochland zu gehen gedenkt, in Baden-Baden treffen.

„Sie, liebe Marianne,“ fügte sie freundlich hinzu „können, wenn Sie wollen, auf 14 Tage zu Ihren Lieben reisen. Ich denke mir, daß Ihre liebe Mutter sich gewiß nach Ihnen sehnt, und ich fürchte, daß die Saison in Baden-Baden Ihnen während Ihrer Trauer lästig sein dürfte. Im September wollen wir uns dann in Wiesbaden, in unserem gemüthlichen Heim, wiedersehen.“

Dankbar küßte ich ihr die Hand und gab meiner Freude über die Heimreise Ausdruck. Dabei nahm ich mir vor, gleich am nächsten Tage meinem Mütterchen die frohe Botschaft zugehen zu lassen. Was wird sie für Augen machen, wenn sie hört, daß ich schon so bald zu ihr darf!

Frau v. Heeren plauderte noch eine Weile von den Meinen, ertundigte sich nach Ilse und Fritz und fragte, ob erstere mir ähnlich sei, und als ich dies verneinte, sagte sie:

„Schade, das wäre mir ein lieber Gedanke! Sollten Sie mich eines Tages verlassen, so würde ich, im Falle ich Ihre Schwester zu mir nähme, den Tausch nicht so sehr empfinden.“

Überrascht sah ich sie an.

„Aber, gnädige Frau, weshalb sollte ich Sie verlassen? Wenn Sie selbst mich nicht fortschicken — ich bin ja so froh, daß das Schicksal mich zu Ihnen geführt.“

„Das freut mich.“ Sie drückte mir herzlich die Hand. „Jedoch — Sie sind jetzt in den Jahren, wo meistens das Leben junger Mädchen eine Wandlung erfährt. Wie lange noch und Sie verheiraten sich!“

Etwas befremdet, erwiderte ich darauf ernst:

„Gnädige Frau, ich begreife nicht, wie Sie auf diese Vermutung kommen. Aber ich kann Ihnen versichern — mir liegt nichts ferner als der Gedanke an eine Heirat.“

Da fragte sie leise:

„Haben Sie eine unglückliche Liebe?“

Ich schwieg.

„Verzeihen Sie, liebe Marianne, wenn ich Ihnen vielleicht ausdrücklich ersehe. Glauben Sie mir, ich frage aus wirklicher Anteilnahme, nicht aus Neugierde. Ich habe Sie in den letzten Monaten herzlich lieb gewonnen; da ist es mir natürlich, daß ich auch alles, was Ihr Leben bewegt und beeinflusst, wissen möchte.“

Die warmen Worte drangen mir ins Herz. Jetzt hatte ich die beste Gelegenheit, mich einer verständnisvollen, wohlwollenden Seele anzuvertrauen. Und sicher wäre das auch geschehen, wenn mich nicht der Gedanke an Reinhardt, das Gefühl, ihn bloßzustellen, beherrscht hätte. Wäre er für Frau v. Heeren ein Fremder geblieben, ich würde ihr alles bekannt haben. So aber stand ich davon ab und sagte nur, nach kurzem Zögern, daß ich im letzten Jahre eine schwere Enttäuschung erlitten, die alle meine Hoffnungen und Wünsche zu Grabe getragen.

Frau v. Heeren drang nicht weiter in mich, sie fragte nicht nach näheren Einzelheiten. Liebevoll streichelte sie mir die Wange und sagte herzlich:

„Junge Menschen sollen und dürfen immer hoffen; das sagte ich Ihnen schon neulich einmal. Es mag wohl sein, daß sich Ihre Zukunft einst anders gestaltet, als Sie es erwartet; deshalb braucht sie

aber keine weniger glückliche zu sein. Nur wer in späteren Jahren seine Enttäuschungen nicht überwunden, der steht auf gefährlichem Boden und kann sich vieles, ja alles verschmerzen.“



Generaloberst von Madensen,

der Sieger von Kobz, Lovics, Avino und Mostowe, auf einem Inspektionsritt mit seinem Adjutanten.

Sie sprach die letzten Worte so ernst, daß ich annehmen mußte, sie seien auf etwas Bestimmtes gemünzt.

Und ich irrte mich nicht, denn gleich darauf fuhr sie fort: „Ich mache mir in den letzten Tagen rechte Sorge um meinen Sohn.“

Ich entgegnete nichts, wußte aber sofort, worauf sie hinielt, „Wolf“ — ich glaube, ich habe bisher Herrn v. Heerens Vornamen nie erwähnt — „Wolf ist mit einem Male wie ausgewechselt. Ich fürchte, er spielt mit einer großen Gefahr.“ Sie stockte. „Gnädige Frau, die Gefahr, von der Sie sprechen, könnte doch auch sein Glück sein,“ wagte ich einzuwerfen.

Sie schüttelte energisch den Kopf.

„Nein,“ sagte sie fest, „Lisa Rother ist sicher nicht die Verförperung seines Glückes. Sie werden überrascht sein, daß ich das so offen ausspreche, Marianne. Es ist auch sonst nicht meine Gewohnheit, über so intime Dinge zu sprechen. Aber — ich habe Sie lieb, und mein besorgtes Mutterherz bedarf einer Erleichterung. Sie denken gewiß, mein Sohn sei alt genug, um zu wissen, was er tut. Aber glauben Sie mir, Kind, in Liebesachen ist ein Mann von 37 Jahren auch nicht reifer, als einer von 25. Da geht das Herz zu leicht mit dem Verstande durch.“

Aber Frau v. Rother scheint sich doch sehr um Herrn v. Heeren zu bemühen?“

„Das ist es eben, und das gefällt mir nicht. Ich will Ihnen auch die Erklärung für mein Mißfallen geben. Sie sind mir jetzt wie ein liebes Töchterchen, weshalb sollen Sie nicht die volle Wahrheit wissen? Mein Sohn hat sich bereits vor zehn Jahren um Lisa Rother beworben. Sie war damals wochenlang bei uns zu Besuch und tat wie heute alles dazu, ihn in ihre Netze einzufangen, und ich — von ihrem berückenden Aussehen auf ihr Inneres schließend — unterstützte meines Sohnes Werbung von ganzem Herzen. Da — ich erwartete täglich, daß sie sich gefunden — reiste sie ab und zeigte 14 Tage darauf ihre Verlobung mit Rother an. Später erst erfuhr wir, daß sie bereits so gut wie verlobt gewesen, als sie zu uns gekommen, daß ihre Eltern, die damals beide noch lebten, sie weggeschickt, weil sie eine Heirat mit Rother, der von Haus aus unvermögend war, für aussichtslos gehalten. Nun war Herr v. Rother eine unvorhergesehene große Erbschaft in den Schoß gefallen, und die hübsche Lisa eilte heim und verlobte sich doch noch mit ihm. In der Zwischenzeit hatte ihr mein Sohn als Lüdenbüßer gedient, und wäre Rother nicht zu Gelde gekommen, ich bin überzeugt, sie hätte ihn auch geheiratet.“

Frau v. Heeren sprach die letzten Worte in bitterem Tone, der verletzten Mutterstolz Klang aus ihnen heraus.

Wir saßen beide einige Minuten stumm da, dann fuhr sie fort:

„Mein Sohn war damals sehr unglücklich, und ich habe sehr um ihn gebangt. Von jener Zeit datiert auch sein kühles, oft schroffes Benehmen, was Ihnen wohl auch in den ersten Tagen seines Hierseins aufgefallen sein mag. Ich selbst redete ihm damals zu, auf Reisen zu gehen. Seitdem war er immer nur auf kurze Zeit hier, um mich wiederzusehen, und in den letzten Jahren glaubte ich annehmen zu können, daß er die einstige Liebe überwunden. Wir hatten Lisa nicht wiedergesehen, und jede Verbindung zwischen uns war zu Ende gewesen. Sie hatte wohl auch ein peinliches Zusammentreffen bisher vermieden. Seit anderthalb Jahren ist sie Witwe, und ihr unerwartetes Hierherkommen, ebenso

wie ihr Benehmen zeigen mir nur zu deutlich, welchem Ziele sie entgegenstrebt.“

Frau v. Heeren seufzte auf und blickte sorgenvoll vor sich hin. Dann erhob sie sich, und im Gehen meinen Arm nehmend, sagte sie:

„Kommen Sie, liebe Marianne, es ist Zeit zum Schlafengehen. Es hat mir gut getan, mich einmal auszusprechen, und ich weiß, Sie verdienen mein Vertrauen und sind mir zugetan.“

Als wir das Haus erreichten, küßte sie mich und wünschte mir herzlich „Gute Nacht.“

Den nächsten Vormittag ging ich in die Stadt, um einige Besorgungen zu machen. Ich wußte, daß man mich im Hause nicht brauchte. Herr v. Heeren war wieder einmal dem Rufe der schönen Lisa gefolgt.

So machte ich mich gegen elf Uhr auf den Weg, kaufte verschiedene Kleinigkeiten für mich ein, ging in eine Buchhandlung, um nach einem Buche für Frau v. Heeren nachzufragen und schlug dann den Nachhauseweg ein.

In der Absicht, dem unruhigen, bunten Straßenleben auszuweichen, bog ich in eine Seitenstraße ein, die nach dem Kurpark führt. Hier, in den Anlagen, war es jetzt nicht so belebt. Die Kurgäste hatten bereits ihre Morgenpromenade beendet. Wer sich nicht von Brunnenkur und Bädern auskuchte, der fand mehr Zeitvertreib in den breiten Straßen mit ihren eleganten Läden, deren reiche

geschmackvolle Auslagen das Auge aller Vorübergehenden auf sich ziehen.

So suchte ich einsame, schattige Wege, wo ich mit meinen Gedanken allein sein konnte. Immer wieder beschäftigte ich mich mit dem vorabendlichen Gespräch, das Frau v. Heeren mit mir geführt, und je mehr ich daran dachte, desto rätselhafter erschien mir Herrn v. Heerens Verhalten. Wie war es möglich, daß ein Mann, dem eine Frau einst so deutlich gezeigt, wie gleichgültig er ihr sei, sich so schnell wieder gefangen gab? War er dann nicht ein Schwächling, ein Mensch ohne jeden Charakter? War es denkbar, daß dieser ernste, gebiegene Mann so leicht wieder den Lockungen einer zwar schönen Frau, aber doch einer Frau, deren Falschheit offenkundig, erliegen konnte? Aber — Frau v. Heeren hatte es ja ausgesprochen: In der Liebe sind alle Männer gleich. Also hatte auch ich ihn wohl zu hoch bewertet. „Wieder eine Enttäuschung mehr,“ sagte ich mir im Stillen; „das kommt davon, daß du immer noch zu gut von den Menschen denkst. Wann wirst du endlich anfangen, vernünftig zu werden?“

Darüber kehrte ich zur großen Enttäuschung meines eigenen Lebens zurück. Mit Wangen gedachte ich des geplanten Ausfluges. War es dann gar nicht möglich, mich davon zu befreien? Was habe ich getan, um auch noch verurteilt zu sein, Reinhardt in seinem jungen Eheglück zu sehen und — fortwährender

Zeuge des Liebespiels zwischen Frau v. Rother und ihrem Ausgewählten zu sein — das erschien mir auch nicht gerade sehr verlockend. Da — aus einem schmalen Nebenweg heraustrittend — stand ich plötzlich Reinhardt gegenüber, der allein, lesend, auf einer Bank saß.

Natürlich sah er mich sofort, sprang auf und eilte auf mich zu. „Marianne, Fräulein Marianne, welches Glück, Sie zu treffen!“ rief er mit leiser, etwas zitternder Stimme aus.

Ich hatte mich rasch gefaßt. Küh und förmlich erwiderte ich seinen Gruß, ohne meine Schritte anzuhalten.



Das völlig zerstörte Gbeluvelt, der Schauplatz schwerer Kämpfe. Rechts Kirche, links Straße nach Opern.



Vom Kampf um Opern: Deutsche Offiziers- und Soldatengräber in Roelenberg bei Gbeluvelt.

„Mein Sohn war damals sehr unglücklich, und ich habe sehr um ihn gebangt. Von jener Zeit datiert auch sein kühles, oft schroffes Benehmen, was Ihnen wohl auch in den ersten Tagen seines Hierseins aufgefallen sein mag. Ich selbst redete ihm damals zu, auf Reisen zu gehen. Seitdem war er immer nur auf kurze Zeit hier, um mich wiederzusehen, und in den letzten Jahren glaubte ich annehmen zu können, daß er die einstige Liebe überwunden. Wir hatten Lisa nicht wiedergesehen, und jede Verbindung zwischen uns war zu Ende gewesen. Sie hatte wohl auch ein peinliches Zusammentreffen bisher vermieden. Seit anderthalb Jahren ist sie Witwe, und ihr unerwartetes Hierherkommen, ebenso

Allein — es nützte mir nichts. Er blieb an meiner Seite und überschüttete mich mit einem Schwall von Schmeichelworten. Du kannst Dir denken, wie empört ich war. Wie konnte er es wagen, so zu mir zu sprechen! Zu mir, der Tochter eines angesehenen Hauses, die mit ihm auf gleicher, gesellschaftlicher Stufe steht! War ich denn eine Liebhaft von ihm gewesen, ein kleines Spielzeug, das er ruhig beiseite geschoben, um es, wenn es ihm passte, wieder in Gnaden aufzunehmen? Mit dem ganzen Hochmut, der mir zu Gebote stehen kann, unterbrach ich seine überstürzte Rede.

„Herr Assessor“ — schroff und hart klang meine Stimme — „Sie scheinen in einem großen Irrtum befangen zu sein. Ihr einseitiges Verben um meine Günst gibt Ihnen noch keine Berechtigung, mit mir in diesem Tone zu verfahren. Sie vergessen, daß wir jetzt Fremde, gänzlich Fremde füreinander sind. Als Sie darnach strebten, meine Neigung zu gewinnen, da waren Sie ein freier Mann und vor allem ein Mann, den ich achtete. Das Bild hat sich, wie Sie einsehen müssen, jetzt geändert. Sie sind nunmehr verheiratet und ich persönlich habe keinen Grund, Sie hochzuschätzen.“

Er war bis in die Lippen erbleicht. Dann stammelte er: „Es war ein Mißgeschick, unglückselige Verleumdungen, die mich zwangen, diese Ehe einzugehen. Ich versichere Ihnen, Marianne, „Bitte, Herr Assessor, für Sie bin ich Fräulein Vode“, unter-

„Wenn es Sie zufrieden macht, so nehmen Sie meine Vergebung.“

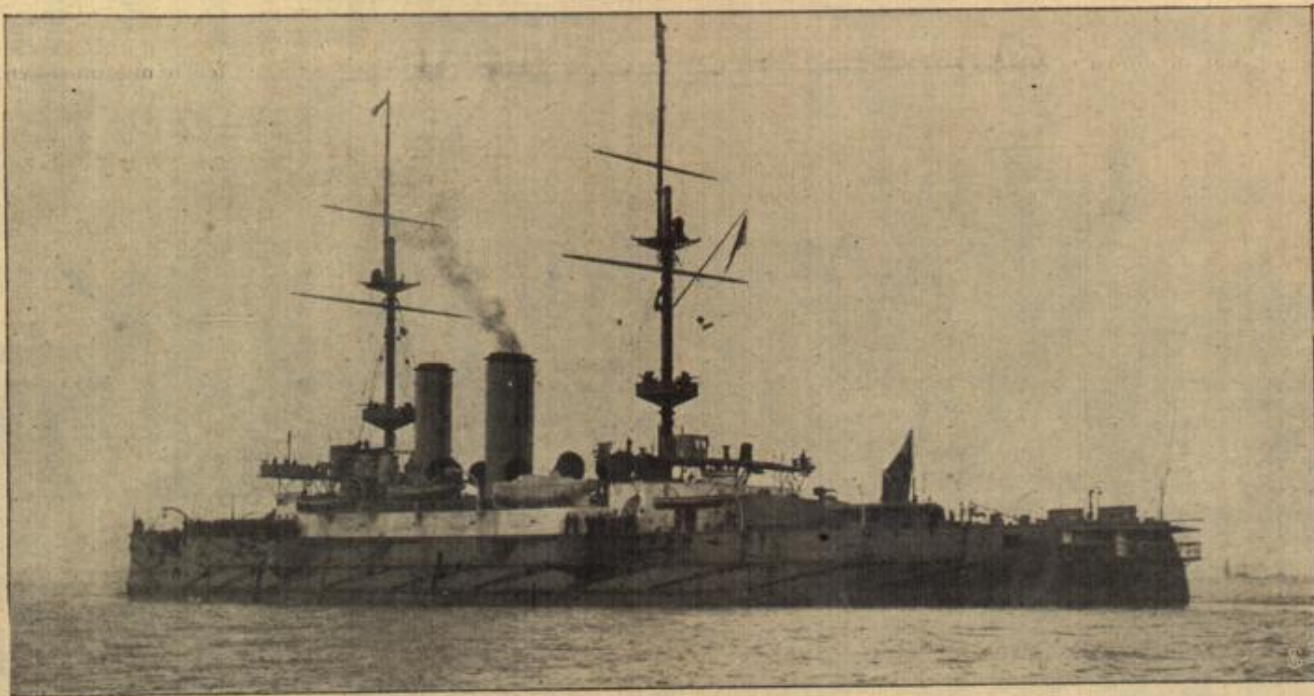
Er nahm meine Hand und führte sie an die Lippen. „Ich danke Ihnen, Marianne. Sie wissen nicht, wie sehr ich geitnen.“

„Und ich erst!“ wollte ich sagen; aber ich sprach es nicht aus. Dagegen erwiderte ich, mich möglichst zur Ruhe zwingend: „Wir wollen denken, daß das Schicksal uns nicht füreinander bestimmt hatte. Sie haben eine liebe kleine Frau, Reinhardt; sie ist mir sehr sympathisch; sehen Sie zu, daß sie auch glücklich wird. Und ich — ich finde schon meinen Weg. Doch“ — ich zögerte — „wenn ich Sie noch um einen Gefallen bitten dürfte“ —

„Was kann ich tun?“

„Sorgen Sie dafür, daß aus dem morgigen Ausflug nichts wird. Ich bin jetzt gar nicht in der Stimmung für derartige Vergnügen — auch denke ich, es ist besser für Sie und auch für mich.“

Er neigte sich nochmals über meine Hand. „Sie wissen, ich habe nichts dazu getan, daß diese Verabredung getroffen wurde, aber ich verspreche Ihnen, daß ich einen Grund finden werde, um den Ausflug abzusagen. Haben Sie Dank, Marianne, daß Sie mir eben beweisen, daß Sie doch nicht an meinem Charakter zweifeln. Ich wünsche Ihnen alles, alles Gute für die Zukunft. Sie sind eine Frau, die nicht unbemerkt dahin lebt; Sie werden noch glücklich werden und glücklich machen.“



Das englische Linienschiff „Formidable“, das am 1. Januar im Kanal unterging.

brach ich ihn kühl. „Es interessiert mich auch heute gar nicht mehr zu erfahren, was Sie veranlaßte, sich Hals über Kopf zu verheiraten. Ein Ehrenmann muß für seine Handlungen immer einstehen; ich hoffe, daß Sie es auch können. Und nun bitte ich Sie, diese unerquickliche Unterhaltung zu beenden.“

Wir waren an der hinter dem Kurpark liegenden Villenstraße angekommen, und ich blieb stehen, um ein weiteres Zusammengehen in der von Fußgängern und Wagen belebten Gegend zu vermeiden.

Reinhardt stand mit gesenktem Kopfe vor mir. Leise mit schmerzlichem Tone sagte er dann:

„Ich sehe, Sie wollen keine Rechtfertigung hören; Sie wollen unversöhnlich sein. Doch glauben Sie mir, Fräulein Marianne, hätte ich nicht aus Familienrücksichten so handeln müssen, ich wäre lieber ans Ende der Welt gegangen, ehe ich Ihnen entsagt hätte. So war der Zwang der Verhältnisse stärker als ich, und ich mußte diese Ehe schließen, um meine Angehörigen vor dem Zusammenbruch zu retten. Daß ich auch so feige gewesen, Ihnen nicht gleich die Wahrheit gesagt zu haben, daß ich immer noch gehofft, daß es anders kommen könne, das ist das Einzige, was mich Ihnen gegenüber schuldig macht, und ich begreife es, daß ich Ihre Achtung dadurch verscherte. Aber — unsere Wege trennen sich, wer weiß, ob wir uns je wieder allein sprechen — sagen Sie mir wenigstens, daß Sie mir verziehen haben, daß Sie nicht mit Groll meiner gedenken wollen und jener Zeit, die für mich die schönste meiner Jugendzeit gewesen.“

Ziehenden Blickes sah er mich an. Und da, Hülfe, fühlte ich, wie meine Härte nachließ, wie der eiserne Reif, der bisher mein Herz umklammert, sich dehnte und absprang.

Ich reichte ihm die Hand und sagte ruhig:

Und ich — ich will alles tun, damit Sie sich dereinst sagen können: Es war kein Unwürdiger, dem ich zugetan gewesen.“

Wir reichten uns die Hände und sahen uns fest und vertrauensvoll an.

Ich wußte es, es war ein Abschied für's Leben, aber er machte mich nicht unglücklich. Eine sonderbare Ruhe war in mir. In dem Augenblick, da wir uns trennten, jagte in scharfem Galopp eine Reitergesellschaft an uns vorbei, eine dicke Staubwolke hinter sich zurücklassend. Als letzte der kleinen Gesellschaft konnte ich Frau v. Nothor erkennen; ihren Partner sah ich nicht mehr.

Ich eilte beslügelten Schrittes nach Hause. Durch das Gespräch mit Reinhardt hatte ich mich etwas verspätet und sorgte mich, ob nicht Frau v. Heeren nach mir verlangte.

Auf meinem Zimmer angekommen, legte ich meine Sachen ab und kleidete mich für's Mittagessen um. Da geschah etwas Entsetzliches! Mit blutendem Kopfe, bewußtlos, wurde Herr v. Heeren nach Hause gebracht. Er war beim Reiten gestürzt. —

den 12. Abends.

Ich wurde gestern abgerufen und komme erst heute abend dazu, den Brief zu beendigen. Die Schreckensbotschaft, die ich oben erwähnt, hat unser sonst so stilles Haus in unbeschreiblichen Aufruhr versetzt.

Gott sei Dank, nach Aussage der Ärzte können wir jetzt wieder aufatmen. Herr v. Heeren hatte durch den Sturz eine leichte Gehirnerschütterung erlitten; die Wunde am Kopfe stellte sich als belanglos heraus. Wahrscheinlich war er im Fallen auf einen spitzen Stein gestoßen, der ihn an der Schläfe verletz und die

Blutung herbeigeführt hatte. Dazu kommt noch eine starke Sehnenzerrung am rechten Fuß, die ihn voraussichtlich einige Wochen ans Lager fesseln dürfte. Trotz allen Mißgeschickes fangen wir doch an ruhiger zu werden, nun wir hoffen dürfen, daß der Unfall keine schlimmen Folgen nach sich ziehen wird.

Es waren entsetzlich qualvolle Stunden, bis der Verunglückte die Besinnung wiedererlangte und die arme Mutter Gewißheit über seinen Zustand bekam.

Frau v. Heeren wich und wankte nicht vom Krankenlager. Es ist erstaunlich, wie diese zarte, leidende Frau sich zu beherrschen weiß.

Ach, Hilde, es ist etwas Großes und Heiliges um die Selbstlosigkeit der Mutterliebe!

Wie wichtig und klein kommen mir jetzt meine Kummernisse vor, gegen den Schmerz, den die arme Frau getragen, ohne auch nur ein Wort der Klage laut werden zu lassen; nur umsichtig waltend und anordnend, um dem Sohne das Schmerzenslager zu erleichtern.

Ich habe das Krankenzimmer nicht betreten. Natürlich bot ich mich sofort zur Hilfeleistung an. Allein Frau v. Heeren lehnte es ab. Sie hat eine vorzügliche Krankenschwester, die ihr bei der

sie sei im Krankenzimmer nicht abkömmlich und die schöne Frau mußte täglich mehrmals unverrichteter Dinge abziehen. Gestern sandte sie für den Kranken einen großen Strauß gelber Marechal-Niel-Rosen. Sie stehen unten im Salon und verweilen unbeachtet. Ich glaube kaum, daß Herr v. Heeren darum weiß. Wie mir der Diener sagte, liegt er ganz ruhig, er darf noch nicht sprechen und seine Mutter sitzt ebenso schweigend stundenlang neben ihm.

Frau v. Heeren teilt die Mahlzeiten mit mir; sonst sehe ich sie fast den ganzen Tag nicht. Aber ich bin doch vollauf beschäftigt. Die Dienerschaft ist angewiesen, sich in allen häuslichen Angelegenheiten an mich zu wenden und jetzt erste sehe ich, wie fest Frau v. Heeren von ihrem stillen Zimmer aus die Zügel der obersten Führung in der Hand gehabt.

Aber Alles und Jedes, was im Hause vorging, mußte ihr Rechenschaft abgelegt werden. Die Abrechnungen, die ich jetzt jeden Morgen an ihrer Stelle mit den Leuten zu machen habe, die Anordnungen, die für den Tag getroffen werden, zeigen mir, wie viel Umsicht und Kopfarbeit dazu gehört, ein so großes Hauswesen zu leiten. Wie naiv sind die Menschen, die da glauben, ein großer Haushalt mit vielen Untergebenen sei eine Bequemlichkeit. Es gehören ungeheure Mühen und scharfer Verstand dazu,



Russen, die aus ihren Schützengräben hervorkommen und sich durch Handhochheben ergeben.

Pflege zur Hand geht, was sollte ich da auch tun?

Im Hause herrscht vollkommene Ruhe. Kein Besuch wird vorge lassen, jede Nachfrage nur durch die Dienerschaft vermittelt und beantwortet. Herr v. Wente ist der einzige, der Zutritt hat und mit dem ich, wenn Frau v. Heeren nicht abkommen kann, täglich ein Stündchen verplaudere.

Gestern, als wir wieder einmal den Unglücksfall besprachen, sagte der alte Herr kopfschüttelnd:

„Es ist mir doch rätselhaft, wie Wolf das passieren konnte. Er ist einer der besten Reiter, die ich kenne.“

„Das Pferd wird vor irgend etwas gescheut haben,“ entgegnete ich.

„Und wenn auch — bei seiner sicheren Hand — was hat das zu sagen? Man könnte aber glauben, er selbst wäre seiner Sinne nicht mächtig gewesen.“

Ich sah ihn fragend an. Er zuckte die Achseln.

„Was kann man da wissen? Eine augenblickliche Erregung — das ist doch nichts Unmögliches.“ Dann schwieg er.

Was kann er damit gemeint haben? Glaubt er etwa, daß Frau v. Rother — Aber weshalb sollte sie ihn aufgeregt haben? Sie tut doch alles, um seinen Beifall zu gewinnen.

Ubrigens — die schöne Lisa ist wütend. Trotz unaufhörlichen Kommens und Nachfragens ist es ihr bisher noch nicht gelungen, Frau v. Heeren zu sprechen. Diese läßt sich immer entschuldigen;

ein wohlgeordnetes Haus führen zu können. Natürlich wäre ich beim besten Willen nicht in stande, den mir auferlegten Pflichten nachzukommen, wenn nicht die Dienerschaft selbst mich darin möglichst unterstützte. Ich kann jetzt sehen, wie zugetan ein jedes von ihnen seiner Herrin ist, wie sehr sie alle darauf bedacht sind, ihr in diesen schweren Tagen eine wirkliche Stütze zu sein.

Heute vormittag wurde mir eine unangenehme Überraschung zuteil. Der Diener meldete, daß Frau v. Rother im Garten sei und mich zu sprechen wünsche. Ich war nicht sehr erbaut davon, hatte aber doch nicht den Mut, mich verleugnen zu lassen. Es wäre besser gewesen, ich hätte das getan.

Hier die Wiedergabe unseres Gesprächs:

„Sie wollen mich sprechen, gnädige Frau?“

„Ja, ich ließ Sie herbitten, Fräulein Wode. Sie werden begreifen, daß mir viel daran liegt, Näheres über Herrn v. Heeren's Befinden zu erfahren. Die Leute wissen doch nicht so Bescheid.“

„Ich bedauere, gnädige Frau, aber ich kann da auch nicht viel anderes sagen. Daß Herr v. Heeren seit gestern außer Gefahr — das haben Sie doch wohl gehört.“

„Ja, selbstverständlich, Gott sei Dank! Und haben ihm meine Blumen Freude bereitet?“

„Ich vermute es — ich weiß es nicht —“

Ihre Augen bohrten sich jetzt förmlich in die meinen.

„Hat er es nicht gesagt?“

„Gnädige Frau, das kann ich nicht wissen. Ich sah Herrn v. Heeren, als er nach Hause gebracht wurde — seitdem nicht mehr. Ich betrete nie das Krankenzimmer, da genügende Pflege vorhanden ist.“

„Ein Ausdruck des Triumphes überflog ihre Züge.“

„Natürlich, was sollten Sie auch dort! Sie sind doch keine Krankenschwester.“ Sie stand auf. Ich muß gehen, Fräulein Wode, ich danke Ihnen. Ubrigens — ich sah Sie neulich mit Assessor Reinhardt. Sie waren aber sehr vertieft in ihr anscheinend interessantes Gespräch, so daß Sie niemand weiter beachtetten.“

Ich fühlte, wie ich errötete. Doch sagte ich ruhig:

„Assessor Reinhardt und ich haben früher in ein- und derselben Stadt gelebt. Da ist es mir natürlich, daß wir gemeinsame Anknüpfungspunkte haben.“

Sie lachte. „So, so! Nun mir kann es ja auch gleich sein, wenn Sie sich mit ihm treffen.“

Ich unterbrach sie schroff:

„Gnädige Frau, ich kann kaum annehmen, daß Sie mich rufen ließen, um mich zu beleidigen. Gestatten Sie, daß ich mich zurückziehe.“

Reinhardt's haben sich bis heute täglich nach Herrn v. Heeren erkundigt. Heute kam ein sehr lieber Brief von der jungen Frau an Frau v. Heeren, worin sie ihrer Freude Ausdruck gibt, daß Herrn v. Heeren's Unfall ohne ernste Folgen vorübergegangen und sie sich gleichzeitig auch in ihres Mannes Namen verabschiedet. Sie hätten sich entschlossen, noch eine kleine Rheinreise zu unternehmen, ehe sie in ihr Heim zurückkehrten. Auch mir sandten sie herzliche Grüße!

So wäre denn dieser Zwischenfall beendet. Und — ich bin jetzt froh, daß sich alles so gefügt. Wenigstens kann ich ohne Groll an Reinhardt zurückdenken. Ob wir uns wohl je im Leben wiedersehen werden?

Doch nun will ich schließen, sonst kommt der Brief nicht fort. Er wird Dir viel Neues bringen! Schreibe bald und ob Du zufrieden bist mit

Deiner Marianne.

(Fortsetzung folgt.)



Sortieren der Siegesbeute auf den Schlachtfeldern durch Osterreichisch-ungarische Truppen.  
Nach der siegreichen Schlacht bei Limanowa.

Da lenkte sie ein.

„Aber, liebes Fräulein, wie kann man einen Scherz so auffassen! Wo werde ich denn etwas Schlimmes von Ihnen denken! Nur müssen Sie zugeben, die Situation sah etwas verhänglich aus. Zwei aufgeregte junge Menschen, der junge Mann die Hand des Mädchens in der seinen haltend — wirklich, wäre Reinhardt nicht verheiratet, noch dazu ein frischgebadener Chemann, man hätte annehmen können, er habe Ihnen einen Antrag gemacht.“ Sie lachte wieder spöttisch auf.

Mich mühsam beherrschend, erwiderte ich kühl:

„Es täte mir leid, wenn mein Benehmen zu solcher Auffassung Veranlassung gegeben hätte. Doch glaube ich kaum, daß noch jemand außer Ihnen diesem Gedanken Raum geben würde.“

„Wer weiß? Sie sind noch sehr naiv, mein liebes Fräulein. Aber ich will Sie nicht länger in Anspruch nehmen. Bitte, grüßen Sie meine Tante und sagen Sie ihr, ich hoffte sie bald einmal zu sehen.“

Damit rauschte sie davon.

Ich kehrte langsam ins Haus zurück.

Es ist mir peinlich, daß gerade sie mich mit Reinhardt gesehen, Sie hat jetzt eine Waffe gegen mich, und eine innere Stimme sagt mir, die schöne Lisa wird schon gelegentlich davon Gebrauch machen. Hilde, diese Frau haßt mich, das ist kein Zweifel! Aber — weshalb? Kannst Du es verstehen?

## Fox, der englische Fuchshund.

Eine Geschichte aus dem Hundeleben von Hein Kessel.  
(Nachdruck verboten.)

Es war um die Zeit, da die englischen Fuchshunde, die Fox-terrier, hier zu Lande in Aufnahme kamen, zum großen Schrecken der schwarzen, weißen und grauen Spize, zum Schrecken aller anderen Hundetiere, die damit auf den Aussterbe-Etat gesetzt schienen.

In einem rheinischen Tuchmacherstädtchen versiel auch der Sohn eines Tuchfabrikanten der Fox-Leidenschaft. Er war von jeher ein Hundefreund gewesen und über die unterschiedlichen Rassen war er auf einen Fox gekommen.

Die waren damals noch eine Rarität, und wo einer auftauchte, wurde er entsprechend gewürdigt.

Die Würdigung des Tuchfabrikanten-Fox seitens der Weber und Arbeiter der Fabrik war allgemein; sie steigerte sich zu schrankenloser Bewunderung, als bekannt wurde, daß der kleine Kerl, er war ein stämmiges, wenn auch nicht gerade schönes Stück seiner Rasse, seinem Vorbesitzer, einen ausgestopften Fuchs, vom hohen Schranke heruntergeholt hatte. Bei dieser Gelegenheit war allerdings nicht nur der ausgestopfte Fuchsbalg zum Teufel gegangen, sondern auch noch einige kostbare chinesische Vasen. Sehr wahr-

scheinlich war der „echte“ Foz dieserhalb auch freundschaftlichst dem Fabrikantensohn zugeeignet worden.

Der neue Wirkungstreis des Fozes sollte diesen nun vor weitere noch schwierigere Stammesprobleme stellen.

Im neuen Heim des Fozes gab es keine Fuchsbälge zu zerreißen und infolgedessen auch keine zerbrochenen Baken; doch bald zeigte sich der Hund von einer anderen, sehr interessanten Seite, die allerdings bedenkliche Schlaglichter auf seine reine Abstammung warf.

In Ermangelung von Füchsen ging er Menschen an den Kragen, das heißt, an die Beine.

Hierbei ging nun meist nur ein Stück der Hose flöten; zweifellos im falsch verstandenen Interesse seines Herrn, der ja Hosenstoffe fabrizierte.

In der kritischen Zeit arbeitete ein Webstuhl auf Ersatzstuch für zerrissene Hosen, die wohl oder übel der Fabrikant ersehen mußte; so erfolgreich war des kleinen Hundes Tätigkeit im Kontor, auf dem Fabrikhofe und auf der Straße.

Dabei war dem Hunde noch lange nicht jedes recht; er würdigte nicht jeden der Ehre, von ihm mit zerrissenen Hosen heimgeschickt zu werden.

Da war ein Wollagent zum Beispiel; seit der Foz da war, konnte der kein Geschäft mehr anbringen, ohne einen ordentlichen Riß im Hosenbein von dessen Zähnen davonzutragen. „Wo ist

einen Gang aufs Kontor zur Erlangung einer neuen Hose antreten. Das gab meist eine lange und erregte Auseinandersetzung, wobei der Hund zu allen Teufeln gewünscht und ihm baldiger Tod prophezeit wurde.

Sogar den Gendarmen attadierte eines Tages der Nichtmutz von Hund, gerade als dieser zum ersten Male die neue hechtgraue Pelertine trug. Ein gut Stück des geheiligten Stoffes blieb in seinen Zähnen. Was das gekostet, mag man sich denken.

Nach jeder Untat, tagtäglich kamen sie mehrfach vor, rannte Foz spornstreichs zum Heizer. Der war sein Vertrauter; hier fand er Schutz vor allen Nachstellungen seiner Feinde, sanftes Fellstreicheln für geschene Sachen, und liebevolle Aufmunterung für kommende Untaten.

Nochte der Fabrikant auf dem Hofe und in den Arbeitsjalen wütend nach dem Hunde schreien und ihm Tod und Verderben androhen, — dieweil lag er ruhig beim Heizer, sorglich zwischen Ballen versteckt.

Seine Streiche wären nun gar nicht so lange hingegangen, wenn er nicht an seinem eigentlichen Besitzer, dem Fabrikantensohn, einen mächtigen Beschützer gehabt. Dieser schlug ihm wohl mal hin und wieder das Fell voll, aber der vom Schrant heruntergeholte Fuchs hatte ihm zeitlebens in dessen Herz ein Denkmal gesetzt und da der junge Herr zur Zeit auch noch jung



Militärstraße im Kaulajus.

der Sauhund?“ erkundigte sich der Agent erst vorsichtig bei den Arbeitern in der Rauherlei, wo er meist die Fabrik betrat. Erhielt er hier keinen günstigen Bescheid, so ging er lieber wieder seiner Wege, als daß er dem Foz entgegengetreten wäre.

Das war mißlich, denn der Agent hatte eine bestimmte gute und preiswerte Wolle an Hand, worauf das Geschäft, die Fabrik angewiesen war. Schließlich einigte man sich, daß der Agent sich auf dem Kontor durch einen Arbeiter anmelden ließ, dann wurde Foz in Sicherheit gebracht und der Handel konnte vor sich gehen. Oft aber war der Hund schlauer als die Menschen, vielleicht hatte er auch heimlich schadensfrohe Verbündete, kurz, meist, wenn das Geschäft gemacht und die letzten Redensarten gewechselt wurden, tauchte Foz auf und riß dann ein besonders großes Stück aus der Hose des Agenten.

Dann hatte er weiter einen Fadenjungen auf der Liste; ging der mittags oder abends heim, seltsamer Weise ließ Foz ihn ganz ruhig und unbehelligt in die Fabrik, so drängte er sich mit der größten Seelenruhe durch den Schwarm der anderen Jungen, saßte die Hose des armen Schelms mit den Zähnen und — riß ab!

Auf der Straße hatte Foz wieder eine andere Passion; nicht daß er die Schwachen und Wehrlosen angriff, nein; im Kampfe lag er hier mit dem starken, stockbewehrten gefürchteten Furschüg. So oft der die Straße passierte, ging ein köstlicher Kampf los; der Hund suchte an des Feldhüters Beine zu kommen auf allen nur möglichen Wegen; dieser brauchte seinen derben Stock, schlug Tiefquarten und Quinten in der Luft, aber öfter als der Hund einen Dieb, erhielt des Mannes Hose einen Riß.

War der Riß gerissen, so herrschte absoluter, streng gehaltener Waffenstillstand und unbehindert konnte der Hüter des Feldes

war, legte er die Hosenattaden seines Hundes eher zu dessen Ruhm, als Schande aus. So blieb denn Foz in den Augen seines Herrn, dessen Familie, der ganzen Arbeiterschaft und auch in der Nachbarschaft der vielbewunderte, wenn auch oft geschmähte englische Fuchshund. Ein Barry seiner Rasse.

Da auf einmal änderte der Spigbub von Hund sein ganzes Wesen. Er ließ die Menschen und ihre Hosen in Frieden. Der Wollagent atmete auf; der Fadenjunge pfiß wieder fröhlich sein Liedchen, und der Furschüg schaute jedesmal verwundert nach dem Fabrikto, ob Foz nicht gerannt käme und einen Gang mit ihm wage. Viele atmeten auf — einigen wäre der Hosen schindende, und doch wieder Hosen verschaffende Foz lieber gewesen.

Der lag jetzt ruhig mittags auf dem Fabrikhofe; blinzelte in die Sonne und tat nichts.

Das war ein fauler, unschöner Zustand und hätte er lange gedauert, so wäre Foz zuletzt ruhmlos in die Grube gesunken.

Bei dieser Rassenreinheit des Hundes konnte es nicht lange andauern; es war zweifellos ein Übergangsstadium, wie man dies bei Menschen und Tieren hat.

Und Tatsache! Es war nur ein Übergangsstadium; Foz besann sich zuletzt doch wieder auf sein eigentliches Blut. Der Fuchshund brach wieder durch. Dazu verhalf ihm ein Weber, von den Kameraden Josef geheißten. Der hatte prächtiges, rotes Haar, dieserhalb nannte man ihn auch der „Fuß“. Seit Menschengedenken arbeitete der Weber in der Fabrik, unzählige Hunde hatte der kommen und gehen gesehen. Auch Foz war aufgetaucht, hatte Hosen zerrissen, gelebt und gelitten. Alle Hunde, einschließ- lich Foz, hatten den roten Josef niemals behelligt. Wozu auch!

Wer hätte nun gedacht, daß der nichtsnihlige Fox auch hier wieder der Friedensförderer werden sollte!

Er wurde es.

Eines Mittags liegt Fox wieder auf dem Fabrikthofe faul in der Sonne; ohne jedes Interesse läßt er die Arbeiter an sich vorbeigehen. Da kommt Josef die eiserne Außentreppe herunter, ruhig, gemächlich wie immer, seit langen Jahren.

Als der Teufel von Hund den Mann mit den roten Haaren nun sieht, geht eine große Veränderung mit ihm vor. Zweifellos hat er ihn hunderte Male schon gesehen; aber ob diesmal die Haare brennender rot leuchteten, oder wer weiß, was dem Hunde in den Kopf gefahren; genug, Fox reißt beim Anblick des roten Webers verwundert die Augen weit auf, sein Haar sträubt sich, mit einem Ruck erhebt er sich, und verbellt den Mann nach allen Regeln der Hundekunst. Der steht auf der untersten Treppenstufe und kann nicht an dem wütenden Hunde vorbei; bei jedem Tritte, den er versucht weiterzugehen, stürzt der Hund auf ihn zu und tut, als ob er ihn fressen wollte. Er beißt ihn jedoch nicht und läßt auch die Hufe in Ruhe.

Am gegenüberliegenden Kontorfenster erscheinen lachende Gesichter; die heimgehenden Arbeiter bleiben stehen und lachen. Josef aber wird böse: „Was fällt dem Hunde ein? Der läßt mich ja nicht vorbei! — Ruft den Fox doch zurück.“

Da erscheint in der Kontortür der Fabrikantensohn: „Gehen Sie doch voran; der tut ihnen nichts; Sie müssen nicht bang sein. Voran! — gehen Sie doch voran!“

Zawohl! gehen Sie voran! Josef versucht es, aber Fox duldet es nicht. Da ruft ihn sein Herr zurück. Fox gehorcht widerwillig, und der Weber kann heimgehen.

Andern Tags, als um die Mittagszeit die Maschinen zum Stillstand kommen, sitzt Fox nach Hundebart auf den Hinterbeinen und mustert die heimgehenden Arbeiter. Arglos geht unter ihnen auch der Rote. Kaum sieht der Hund ihn, so stürzt er auf ihn los, bellt ihn wütend an, juckt fortwährend mit der zahnbewehrten Schnauze nach seinen Beinen und treibt den Weber wieder in die Fabrik hinein. Vor der Türe faßt er Posto; versucht der heraus zu kommen, so fährt der Hund wütend auf ihn los. Der Mann ist ratlos.

Da erscheint ein Lehrlinge vom Kontor, lockt Fox an sich, spielt mit ihm und derweil schlüpft der rote Weber behende aus der Fabrik über den Hof auf die Straße.

Der arme Mann wußte nicht mehr ein noch aus; mit Schreden begrüßte er den sonst so heiß ersehnten Feierabend und die Mittagspause.

In der Not verfällt er auf einen Ausweg; er verläßt durch ein abgelegenes Hintertor die Fabrik und vermeint nun Frieden, den Hund getäuscht zu haben — Frieden! und Fox getäuscht! — Dann müßte der kein echter englischer Foxterrier sein, der schon mal einen ausgestopften Fuchs vom Schrank heruntergeholt —

Fox lauert einige Mittage und Abende vergebens auf den rothaarigen Weber. Ganz verwundert schnüffelt er die Scharen der Arbeiter durch; Josef ist nicht darunter. Der Hund ist starr und aus Ärger und in Ermangelung des Rottkopfes, reißt er dem Webmeister, mit dem er sonst sehr gut stand, eine große römische „V“, „Fünf“, in die Hufe. Das trägt ihm zwar einen mächtigen Fußtritt ein, so daß er heulend zu seinem Freunde, dem Seizer, hinkt und diesem sein Leid klagt.

Unglücklicher Weise hatte der Webmeister an dem Tage die aller, allerbeste Hufe von dem feinen Stammgarn an, die war dessen Stolz und kostete schweres Geld — die römische „Fünf“, stammend von des Foxes Zähnen, hat dem Kontor 20 Mark gekostet. — Da ging das Gerüde, daß bald eine Exekution stattfinden werde, in einer Ecke des Gartens. — Fox aber wußte aufs neue seine Feinde zu rüchhaltloser Anerkennung durch einen Geniestreich erster Klasse zu zwingen.

Zwei Tage lang suchte und verhoffte er den Rottkopf von der Haupttreppe aus; da gab er es drann und schlug eine andere

Tat! ein. Er nahm seinen Anlauf vor dem Hintertore in der schmalen Gasse; von hier konnte er auch den Weg vom Hintertore aus überschauen. Und siehe da! schon beim ersten Male erspähte der Hund den roten Josef auf seinem „hinter“listigen Heimwege; es war eine Straße von mindestens 200 Meter.

Fox stieß zuerst ein langgezogenes Freudengeheul aus, ehe er seinem so schmerzlich vermischten Streitobjekte nachsetzte. Mit mächtigen Sähen holte er den Weber ein und wie sonst, ließ er ihn nicht vorbei. Zähnefletschend und mit wütendem Gebell stieß er fortwährend nach den Beinen des Mannes; der floh zuletzt in ein Haus und einige Spulungen der Nachbarfabrik trieben Fox mit Steinwürfen in die Flucht.

Andern Mittags aber saß Fox vor dem Hintertore; Josef, der sich vor dem Austritt nach dem Hunde umgesehen, entschlüpfte durch das Haupttor. Der Hund sah sich abermals getäuscht und zog ärgerlich ab. Andern Mittags war Fox nirgend zu sehen; der Rottkopf dachte, sein Feind huldige nun anderem Sport, aber kaum trat er durch das Haupttor auf die Straße, so empfing ihn mit wütendem Gebell wieder der Hund, der sich bis dahin im Hintergrunde gehalten.

Für die Folge entspann sich nun ein heiteres Spiel zwischen Hund und Mensch. Der Rottkopf mochte die Fabrik verlassen, wie und wo er wollte; Fox war bereit, ihn zu empfangen.

Schon dachte der Weber daran, auszuwandern, die Stätte langer, freier Arbeit zu verlassen, da begab es sich, daß ein großes fuchsbotes Automobil die Straße daher gefahren kam. Drinnen saß ein struweltiger Mann, der seine Hände in einem Fuchspelz

vergrub. Eine Fuchshaut in einem roten Auto — das war zuviel für Fox, den echten, englischen Fuchshund, der einen ausgestopften Fuchs vom Schrank heruntergeholt. Mit einem einzigen Wutschrei stürzte er sich auf das doppelt verhaßte Ungeheuer und dieses — hart, unbarmherzig, war kein Weber Josef, war kein Flurschüh, war kein Wollagent, kein Fadenjunge u. keine Tuchhose — Fox holte sich den Tod.

Der Rottkopf atmete endgültig auf; wie ein Stein fiel es dem armen geplagten Weber vom Herzen, als die Nachricht vom Tode des Fox, wie ein Lauffeuer durch die Fabrik eilte. Still legte er dem toten

Hund noch ein Bündel Verwünschungen auf die Grube; still; — das durfte niemand erfahren; denn der Fabrikantensohn wütete: „Wenn ich den Kerkel hätte, der das fertig gebracht . . . So ein kluges Tier tot zu fahren . . .“

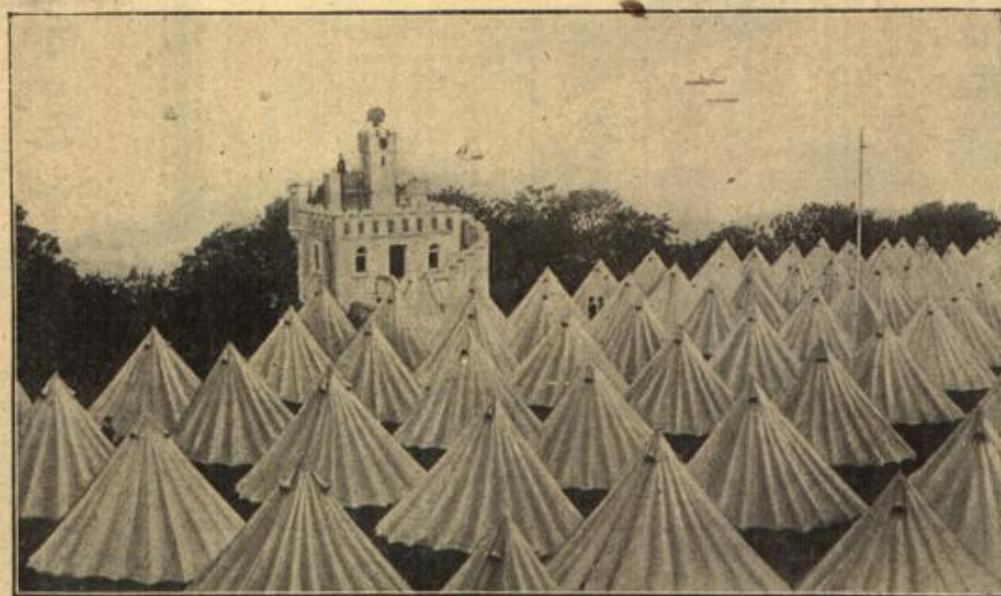
Der zerfetzte Körper des kleinen Fox ruht an der Stelle im Garten, wo er damals, zur Zeit seiner kostspieligen Missetaten exekutiert werden sollte.

Noch heute, wenn der Fabrikantensohn, der nun schon längst selbst die Fabrik besitzt, mit seiner jungen Frau durch den Garten geht, zeigt er der den Ort, wo Fox begraben liegt und er erzählt der Aufhorchenden die eine oder andere Geschichte, die der Hund angestellt.

Noch heute lebt auch unter den Webern und Arbeitern des Foxes Ruhm weiter. Wenn die Weber gut frühstücken, das geschieht meistens Montags und in Gesellschaft, leben oft der Fox und seine Streiche wieder auf: „Das war ein Hund, ein echter, englischer Fuchshund, der hatte einen ausgestopften Fuchs vom — — —“

**Spruch.**

Zwei Schiffer im kleinen, morschen Schiff  
Die sollen einander nicht knuffen und schlagen,  
Das ist der Weisheit Inbegriff,  
Daß wir der Eine den Andern ertragen,  
Mit vieler Geduld und großer Huld  
Um dann: Vergib uns uns're Schuld  
Zum lieben Gott zu sagen.



Das Lager der gefangenen Deutschen auf der Insel Man (England).

## Ernst und Scherz.

## Sprüche.

Ich preise dich und singe,  
Herr, deine Wundergnad',  
Die mir so große Dinge  
Bisher erwiesen hat.

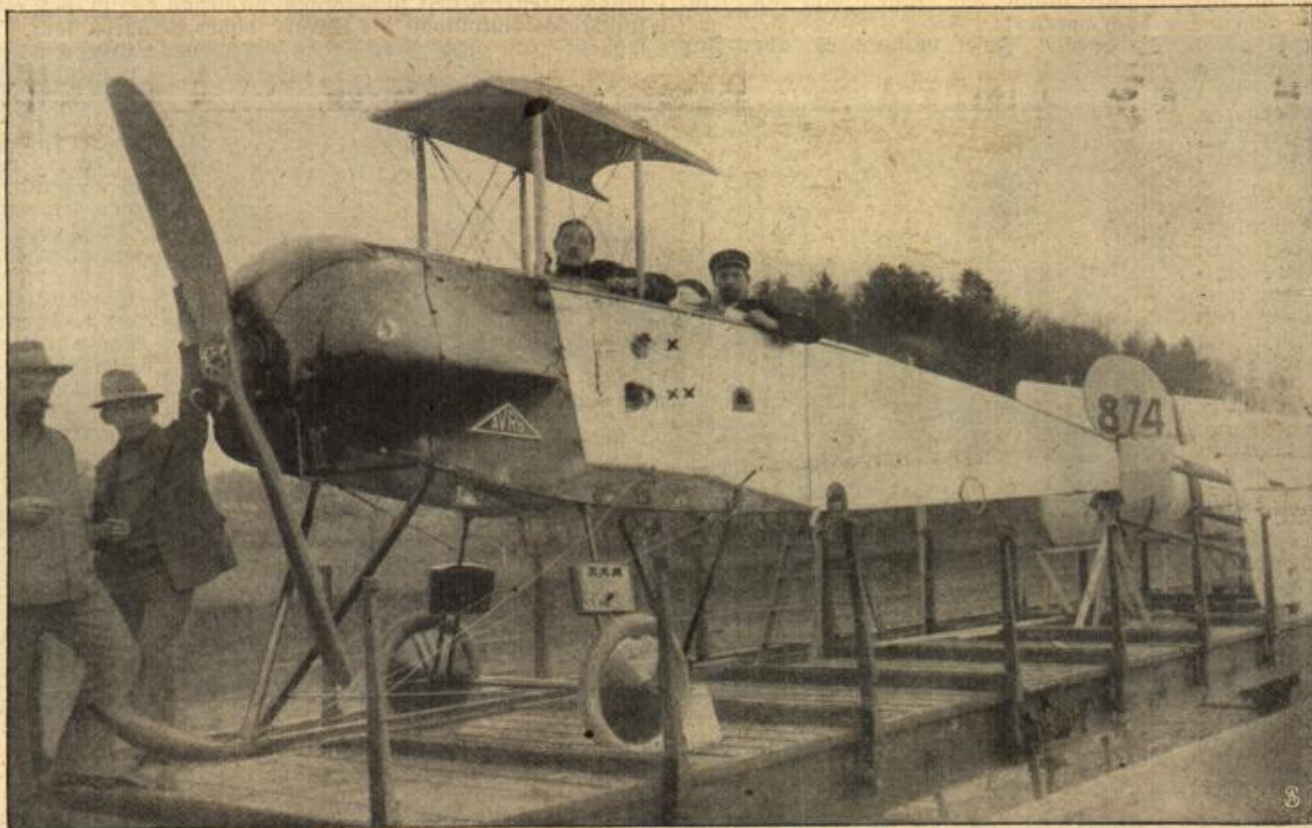
Denn das ist meine Pflicht:  
In meinem ganzen Leben  
Dir Lob und Dank zu geben,  
Mehr hab' und kann ich nicht.

Paul Gerhardt.

Arbeit macht des Lebens Lauf  
Noch einmal so munter,  
Froher geht die Sonne auf,  
Froher geht sie unter.

lungen in seiner bekannten „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ ein sehr anschauliches Bild, das auch heute noch Geltung hat. Die Kalmücken, die am Kriege teilnahmen, schildert er, waren entweder die christlichen Stawropol-Kalmücken oder die dalailamischen Wolga-Kalmücken. ... Alle waren vorzügliche Reiter und für den kleinen Krieg vortrefflich geeignet. Ihre Bewaffnung bestand zum Teil aus blanken Waffen und Feuerwaffen, zum Teil noch aus Bogen und Pfeilen. Die Wolga-Kalmücken, die in fortwährendem Kampfe mit den Kirgisen standen, waren die weitaus kriegstüchtigsten. Dieses Urteil begründet Archenholz mit uns heute sehr merkwürdig klingenden Worten: „Sie besaßen noch weniger Manneszucht als die Kosaken und wa-

„Ich bin gesund...“ Die Lodzer Zeitung erzählt: Neben den Verhauungen liegt abgerissener Stachelbraut, und davor liegen zahlreiche Leichen. In der Nähe liegt die Leiche eines russischen Soldaten, eines Polen. Er ist gestorben, während er betete; denn in seinen Händen befindet sich noch der Rosenkranz, und neben ihm liegt eine Medaille mit dem Bildnisse der Mutter Gottes. Nicht weit davon liegt die Leiche eines deutschen Soldaten, ebenfalls eines Polen. Ihn traf die tödliche Kugel in dem Augenblick, als er einen Brief an seinen Vater schrieb. Er hatte gerade erst den Brief datiert und den Anfang geschrieben: „Lieber Vater! Ich bin gesund...“



× und × × zeigen die Treffer an, die das Flugzeug zum Landen zwangen.  
Das englische Flugzeug, das die Zeppelinwerft in Friedrichshafen bombardierte.

**Kalmücken im russischen Heere.** Als Friedrich dem Großen wenige Tage vor der Schlacht bei Zorndorf von seinen Husaren die ersten gefangenen Kosaken eingebracht wurden, betrachtete er sie „wegen ihrer besonderen Gestalt und ihres elenden Aufzuges sehr ernsthaft“ und äußerte dann zum Major Wedel: „Sehe Er hier, mit solchem Gefindel muß ich mich herumschlagen.“ Auch diesmal wieder haben wir schon mehrfach Gelegenheit gehabt, einzelne Truppenteile des russischen Heeres ihrer besonderen Gestalt und ihres seltsamen Aufzuges wegen zu bestaunen, und namentlich sind es die Kalmücken gewesen, die zu mancherlei Betrachtungen in der Presse Anlaß gaben. Man sah in ihrer Verwendung eine besondere Barbarei, da man offenbar nicht wußte, daß diese in der Gegend von Astrachan seit Mitte des 17. Jahrhunderts angesiedelten Mongolen längst zu den regulären russischen Truppen gehören und als solche bereits am Siebenjährigen Kriege teilnahmen. Archenholz entwirft von den Kalmücken abtei-

ren im eigenen Lande wegen ihrer Raublust derartig gefürchtet, daß man sich während ihres Durchmarsches zu besonderen Schutzmaßregeln veranlaßt sah.“ Daß sie auch in Preußen furchtbar hausten, versteht sich danach von selbst. „Kosaken und Kalmücken verheerten das Land schon während des Vormarsches in der barbarischsten Art. Die höheren Vorgesetzten suchten dieser Zerstörung im Interesse der Verpflegung teilweise zu steuern, aber mit sehr geringem Erfolge. Die meisten Dörfer, die sie durchzogen, brannten sie nieder, mordeten Kinder vor den Augen ihrer Eltern und begingen auch sonst die unmenschlichsten Grausamkeiten.“ Glücklicherweise brachen unter ihnen damals (1757) schon auf ihrem Vormarsch die Blattern aus, die eine große Anzahl von ihnen hinrafften. Heute wie damals gliedern sich die Kalmücken, deren Kopffzahl nur wenige Tausend betragen dürfte, der Kosakenorganisation ein, die nicht nur Kavallerie, sondern auch Infanterie und Artillerie umfaßt.

## Rätsel.

1. Was mag das für ein Reiter sein?  
Der Sattel ist von Fleisch und Bein;  
Er hat zwei Augen groß und licht,  
Doch sieht er selber durch sie nicht.  
Er reitet ohne Zaum und Sporen,  
Und — meiner Treu! —  
Er hat dabei  
Die Füße — hinter den Ohren.
2. Am Ersten wird uns offenbar,  
Daß etwas fehlt.  
Am Zweiten zeigt sich uns klar:  
Schwer ward gefehlt.  
Das Ganze bietet als Ersatz sich dar  
Für das was fehlt.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
E—hering.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redaktoren:  
L. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess-n (Ruhr).